

Ingo Schulze

VON DER KRAFT DER NAMENLOSEN

ANNA SEGHERS' »KARIBISCHE GESCHICHTEN«

Vor einigen Jahren, bei einem längeren Aufenthalt mit der Familie in den USA, befreundeten wir uns mit einem Paar, er war Germanist, sie Malerin, damals auch Professorin und Dean (Dekanin) im Kunst-Department der Universität. Ihr war es wichtig, uns wissen zu lassen, dass sie keine Afroamerikanerin sei, sondern aus Haiti stamme, aus Heiti, wie sie es aussprach. Sie ermunterte uns, in ihrer Gegenwart deutsch zu reden. Sie verstehe einiges, es falle ihr nur schwer, selbst zu sprechen. Wir trafen uns mehrmals und erfuhren nach und nach einige Stationen ihres Lebens.

Die Mutter war bei ihrer Geburt gestorben, ihr Vater, Arzt in der Hauptstadt Port-au-Prince, verhalf Oppositionellen zur Flucht. Als Vergeltung wurde sein Haus verwüstet. Da er diese »Warnung« ignorierte, wurde er bald darauf von den Duvalierschergen umgebracht. Ihre Großeltern mütterlicherseits flohen mit der zehnjährigen Enkelin übers Meer nach Kuba, wo sie mehrere Jahre in einem Zeltlager ausharren mussten. Zu essen gab es tagaus, tagein Bohnen und Reis, Reis und Bohnen. An Schulunterricht war nicht zu denken, verlassen durften sie das Lager nie. Die Großmutter widmete sich dem Voodoo, der Großvater, in der anderen Ecke des Zelttes, dem Gebet gen Mekka. Durch Glück kamen sie nach einigen Jahren in die USA zu einem Verwandten aus der Familie ihres Vaters. Sie ging in New York zur Schule und gelangte schon mit knapp achtzehn an eine Kunsthochschule. Ihre Großeltern bahnten eine Ehe mit einem wohlhabenden muslimischen Mann an, mit dem sie sich gut verstand. Das zukünftige Brautpaar vereinbarte eine längere Verlobungszeit, in der sich beide unabhängig voneinander bewegen würden, um etwas von der Welt zu sehen. Sie erhielt ein Kunststipendium für Rom. In Italien lernte sie ein

deutsches Ehepaar kennen, das von ihrer Kunst angetan war. Das Paar lud sie nach Südwestdeutschland ein. Dort gefiel es ihr, sie blieb und arbeitete als Künstlerin. In Deutschland, so sagte sie, fühlte sie sich erstmalig frei, erstmalig glaubte sie, sie selbst sein zu können, zum ersten Mal zahlte sie Steuern, was für sie wichtig war. Dann geschah, was ihr Leben bis heute prägt: Sie wurde, an einer Bushaltestelle wartend, von mehreren Menschen angegriffen und fast zu Tode geprügelt. Die Schuldigen wurden nie gefasst. Nach vielen Operationen verbrachte sie ein Jahr in einer Klinik im Schwarzwald. In dieser Zeit wurde die versprochene Ehe gelöst, denn es war unklar, ob die Braut je wieder aus eigener Kraft würde gehen können. Nach dem Jahr im Schwarzwald zog sie für einige Zeit nach Indien, weil das Leben für sie dort billig war. Von Indien aus bewarb sie sich als Kunstprofessorin in den Vereinigten Arabischen Emiraten, wurde angenommen und unterrichtete dort eine Frauenklasse. Von dieser Zeit in den Emiraten erzählte sie oft und mit großer Freude. Zu unserer Verwunderung erwog sie sogar, eines Tages wieder dorthin zurückzukehren. In den Emiraten erhielt sie den Ruf an jene Uni, an der sie ihren späteren Ehemann kennenlernte und wir einander begegneten. Heute leben die beiden im Mittleren Westen. Soweit ich das beurteilen kann, sind sie tatsächlich ein glückliches Paar. Als Malerin ist sie erfolgreich. Die Folgen des Attentats machen ihr allerdings weiter zu schaffen. Und der allgegenwärtige Rassismus. Ohne sie, die schwarze Frau aus Haiti, hätten wir wahrscheinlich nichts vom Rassismus an dieser Elite-Uni erfahren, wo race und gender eine große Rolle spielten. Es war diese Begegnung, die mich nach Anna Seghers' »Karibischen Geschichten« suchen ließ. Ich kann nicht mehr mit Sicherheit sagen, woher ich von deren Existenz wusste, womöglich durch Heiner Müllers »Der Auftrag«.

Es ist nie einfach, ein großes Leseerlebnis adäquat zu schildern. Bei den »Karibischen Geschichten« - »Die Hochzeit von Haiti«, »Wiedereinführung der Sklaverei in Guadeloupe« und »Das Licht auf dem Galgen«, die ersten beiden sind ungefähr gleich lang, die dritte hat den doppelten Umfang - fällt es mir besonders schwer. Bis heute kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, mir wäre beim Lesen alles sofort und alles gleichzeitig außerordentlich erschienen: der Stoff, die Historie, die Fabel, die Figuren, die Beschreibungen, der Stil, die Verwobenheit von inhaltlicher und erzähltechnischer Struktur, die verschiedenen Bezugs- und Zeitebenen, die sich von heute aus beim Lesen ergeben. Diese »Karibischen Geschichten« gingen mich etwas an.

Anna Seghers hat nicht nur Kleists Novelle »Die Verlobung in St. Domingo« aufgegriffen, sondern mit der Französischen Revolution und den Antillen eine Zeit und einen Ort gewählt, in denen sich die damaligen Widersprüche in geradezu exemplarischer Weise bündelten und die zugleich eine Folie abgaben, vor der sich auch die Widersprüche der Entstehungszeit (die ersten beiden entstanden 1947/48, die dritte 1959/60) im Europa des beginnenden Kalten Krieges und der Stalin'schen Repressionen gestalten ließen.

Seghers hat keinen der Orte, an denen sie ihre Antillen-Novellen spielen lässt, auf ihrer Flucht selbst gesehen, weder Haiti noch Guadeloupe oder Jamaika. Auf Santo Domingo, dem spanischen Teil der Insel, war sie »viel zu müde«, um ihre »Umgebung zu studieren«. Sie nimmt nur wahr, was sie zufällig sieht: »die kleine Kolonialstadt, Reste von Spanischem Barock, moderne Villen am Ufer, dahinter erbärmliche Hütten«. Trotzdem ist der Eindruck so stark, dass sie sich noch mit ihrem letzten zu Lebzeiten veröffentlichten Buch, »Drei Frauen von Haiti« (1980), auf die Antillen und zu Toussaint Louverture zurückschreibt. Obwohl sie an »Transit« arbeitet, obwohl es viele Bedrückungen und naheliegende Probleme gibt, mit denen

die Emigrantenfamilie zu kämpfen hatte, widmet sie sich nach der Ankunft in Mexiko auch dem Studium von Haiti und der Antillen. »Wir lernen, wir wissen entsetzlich wenig von den Ereignissen und den Menschen von Lateinamerika«, resümiert sie.

Auch ich hatte nicht gewusst, dass Haiti der erste und einzige Staat war, der durch einen Aufstand der schwarzen Sklaven die Sklaverei beseitigt und die Unabhängigkeit erlangt hat. Der Preis aber, den das Land dafür zahlen musste, war grausam. Allein die aberwitzigen Zahlungen an Frankreich, die 1825 unter den Geschützrohren der französischen Marine erzwungen wurden und de facto erst 1947 endeten, destabilisierten das Land nachhaltig. Wenn Haiti heute ein failed state ist, dann auch deshalb, weil ein unabhängiger Staat befreiter Sklaven das europäische und nordamerikanische Selbstverständnis erschütterte und deshalb bekämpft wurde.

Die drei »Karibischen Geschichten« erhellen und ergänzen einander. Nicht wenig von ihrer inneren Spannung erhalten sie durch den Verlauf der Französischen Revolution, einem Bogen, der von Hoffnung und Befreiung zur Niederlage und dem Verrat an den Ideen von Freiheit und Gleichheit führt. Die Sklaverei wird zum Prüfstein für die Revolution und literarisch gesehen für die Figuren. Geht es in der ersten Erzählung um die Befreiung, in der zweiten um die Wiedereinführung der Sklaverei, so handelt die dritte von der vereitelten Befreiung. In jeder Geschichte aber entsteht eine neue Frage vor dem jeweiligen historischen Hintergrund. Wie Seghers diese Fragen stellt, wie weit sie diese treibt, wie sie dem stilistisch gerecht zu werden und mit welcher Struktur sie diese Fragen literarisch zu bewältigen sucht, macht ihre »Antillen-Novellen« zu einem Höhepunkt der deutschen Literatur.

»Die Hochzeit von Haiti«

»Die Hochzeit von Haiti« bildet das Entree, worin Zeit, Ort und Historie grob umrissen werden, es entstehen Orientierungspunkte, die auch das Verständnis der folgenden Geschichten erleichtern. Ihre Handlung lässt sich am leichtesten im Sinne einer Fabel nacherzählen.

Mit der Ankunft des jüdischen Juwelierssohns Michael Nathan bei seiner Familie auf Haiti gehen auch die Ideen und Erfahrungen des revolutionären Frankreichs mit an Land. Für Michael ist es eine verkehrte Welt, in die er kommt. »Es schien mir, ich hätte in Paris mehr über die Neger erfahren als hier, wo ich unter ihnen lebe.«

Da die Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte vom August 1789 das Eigentum schützen sollte, waren Sklaven von diesen Rechten ausgenommen. Denn schwarze Menschen waren ja Eigentum, das der Eigentümer trotz einiger Gesetze, die die schlimmsten Verbrechen verhindern sollten, letztlich nach Belieben behandeln konnte. Der Besitz eines Sklaven galt als gutes Recht, nicht als Raub am Menschsein aufgrund der Hautfarbe. Damit musste schon aus Gründen der Legitimation eine Abwertung einhergehen, schwarze Menschen galten per se als unfähig, eigene Gedanken zu hegen oder diese gar in die Tat umzusetzen. Dass Zweifel an dieser Ungleichheit zuerst von einem geäußert werden, der ebenfalls nicht gleichberechtigt behandelt wurde, weil er Jude war, scheint naheliegend. Jüdische Männer wurden erst zwei Jahre, nachdem die Menschen- und Bürgerrechte deklariert worden waren, dieser für würdig befunden. Und auch Frauen, also die Hälfte der französischen Bevölkerung, blieben a priori von jenen Rechten ausgeschlossen.

In der Folgezeit begegnet Michael mehrfach Toussaint, dem Anführer der Befreiungsbewegung. Ihre beiden Lebenswege verschlingen sich mit dem Verlauf der haitianischen Revolution. Als einziger Weißer wird Michael der Vertraute Toussaints.

Gemäß der herrschenden Abwertung tauchen die beiden wichtigsten schwarzen Figuren, Toussaint und Margot, die spätere Frau Michaels, zunächst als Namenlose auf – Toussaint als Kutscher des Herrn Antoine (oft wurden Kutscher zu Anführern von Erhebungen, weil sie sich eher mit anderen austauschen und absprechen konnten), Margot als Botin, die Michael zu Toussaint in die Berge bringt; erst deutlich später erhalten sie Namen, erst dann werden sie zu Figuren mit erkennbarer Individualität und Handlungsmacht. Indem ich mich rückblickend, erinnernd auf die Suche nach diesen Menschen in der Geschichte begeben, kann ich als Leser rekonstruieren, dass es sich um dieselben Figuren handelt, die als Teil einer namenlosen Masse schwarzer Sklaven beschrieben worden waren. Erst jetzt vermag ich zu erkennen, selbst Teil dieser Missachtung geworden zu sein, da ich sie als Leser hingenommen habe. Diese genuin literarische Art und Weise der Darstellung – wir werden dem Verfahren wiederbegegnen – lässt mich als Leser nachvollziehen, dass Sklaverei Individualität und Geschichte verweigert und Menschen vollkommen funktionalisiert, sie werden zu »Schatten«, wie es bei Seghers heißt.

Zu den Bedingungen der Freiheit gehört nicht nur die Abschaffung der Sklaverei, sondern auch die Wahrnehmung des Einzelnen als Individuum, als Subjekt; zudem erhält die Freiheit erst mit dem Aufbau einer das alltägliche Leben ermöglichenden gesellschaftlichen Struktur ihren vollen Sinn: »Die Straße lag voll von obdachlosen Schwarzen. Sie hatten zunächst weder Herren noch Freiheit. Es gab sogar welche, die über diese Art von verkehrter Freiheit murrten. Sie hatten selbst die Häuser anzünden helfen, jetzt hatten sie nicht einmal ein Dach. [...] sie süffelten Kokosnüsse leer, denn sie waren verzehrt von Durst, und das Wasser roch faul, so daß man ihm die Krankheit zuschrieb, an der jeden Tag ein paar Dutzend

starben. Es kamen bei weitem mehr auf solche Art um, als vor dem Beginn der Freiheit.«

Unter Toussaint wird die Frage, wie die Arbeit weitergehen soll, gelöst. Die zurückkehrenden Gutsbesitzer zahlen hohe Steuern und einen festgelegten Stundenlohn an ihre einstigen Sklaven. Diese wiederum »ärgerten sich über den Zwang, wie sich die Herren über die Steuern ärgerten. Der Ärger versiegte langsam, die Zucker- und Kaffeeplantagen gediehen, das Leben floß zuerst wieder träge, dann brauste es kräftig wie vorher [...]. Jeder fand Arbeit, jeder wurde gebraucht, die Angebote richteten sich weder nach Hautfarbe noch nach Herkunft.« Ob den letzten Satz eher die Hoffnung als die historische Recherche diktiert hat, vermag ich nicht zu sagen. Aber unbestritten gab es einen geregelten Alltag unter Toussaint. Nun kann Toussaint, der noch eine französische Generalsuniform trägt, bei Michael Nathan Edelsteine kaufen, um sich zu schmücken. Toussaint und Michael stehen auf ihre Weise für die Überwindung der Rassenunterschiede und -vorurteile, für den Grundsatz der Gleichheit als notwendige Basis für Freiheit. Michael liebt jene Margot, die ihn zu Toussaint geführt hat, mit ihr hat er eine Tochter. Die geglückte Befreiung erweist sich sinnbildhaft im Zusammenleben der beiden. Obwohl im Text keine Rede davon ist, dass Michael und Margot heiraten, ist es dieses Paar, das täglich seine Hochzeit auf Haiti feiert. Die Szenenfolge wird gegen Ende der Geschichte immer rascher. Das letzte, das fünfte Kapitel ist ein rasanter Absturz, an dessen Anfang der französische Kommissar über Toussaint berichtet: »Die Rassen schmelzen wie Wachs in seinen Händen.« Damit ist die Fallhöhe beschrieben.

Ein letztes Mal wird Michael zu Toussaint gerufen, doch nicht in den Palast, sondern in die Berge. In Frankreich herrscht Bonaparte, und dem missfallen nicht nur die Epauletten auf den Schultern eines Schwarzen. Statt die Verfassung von Haiti zu bestätigen, schickt Frankreich die Kriegsflotte. Michael warnt

Toussaint vor den Versprechungen der französischen Offiziere, gegenüber Schwarzen seien diese null und nichtig. Toussaint wird gefangen genommen und nach Frankreich deportiert. Die Welt, die nicht nur möglich schien, sondern schon dabei war, Wirklichkeit zu werden, wird gebrandschatzt und in Stücke gehauen. Und Gleiches geschieht auch dem Text, der in schlaglichtartigen Szenen auflodert.

Während Michael noch in den Bergen ausharrt, sterben Margot und ihr Kind an Gelbfieber; Michael folgt schließlich der Familie nach London, heiratet die Frau, die ihm sein Vater ausgesucht hat, und stirbt später fast zeitgleich mit Toussaint, der in der Festungshaft ein qualvolles Ende findet. »Bei diesen zwei Toten fallen einem die Bäume ein, die längs der Heerstraßen quer durch Europa gepflanzt, zusammen krank werden und verkommen. Ihr Tod, gleichzeitig an verschiedenen Enden der Welt, erscheint einem weniger rätselhaft, wenn man weiß, daß sie derselben Aussaat entstammen.«

Das Schlussbild überhöht noch einmal die genuine Verbundenheit der Marginalisierten, Entrechteten und Verfolgten. Sie sind es, der Schwarze Toussaint Louverture und einer der »Kleinsten der kleinen Weißen«, der Jude Michael Nathan, die an den proklamierten Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit festhalten, während Frankreich deren universale Gültigkeit zu Hause partiell, in Übersee aus ökonomischem Kalkül, Machtstreben und Rassismus ganz bestreitet und zurücknimmt.

»Wiedereinführung der Sklaverei in Guadeloupe«

In der zweiten Erzählung erscheint alles radikaler, schonungsloser, konsequenter, sowohl in den Fragen, die die Handlung aufwirft, als auch formal.

Der betont lakonische Titel – selbst der Artikel fehlt am Anfang – klingt wie ein Urteil: Auf die heroische Befreiung folgt die erneute Versklavung. Was auf Haiti zum Preis eines

verwüsteten und ausgepressten Landes verhindert werden konnte, wird auf Guadeloupe exekutiert.

Waren die Konflikte und damit auch die Unterschiede in der »Hochzeit« relativ eindeutig, weshalb die Hauptfiguren Michael und Toussaint als Grenzgänger kenntlich wurden, werden in der »Wiedereinführung« die Auseinandersetzungen vielschichtiger, die Konfliktlinien überlagern sich, Zweifel bedrängen auch die Selbstsicheren, der Bruch verläuft durch das eigene Lager.

Anna Seghers wagt sich hier weit vor. Sie befragt, so würde ich behaupten, auch die Gewissheiten ihres Weltbildes.

Der französische Kommissar Hugues, unter dessen Befehl Guadeloupe von den Engländern zurückerobert wurde und der die Befreiung der Sklaven durchgesetzt hat, wird nach Paris einbestellt, ein neuer Kommissar ist unterwegs. Hugues hat lieber als Freibeuter englische und spanische Schiffe gekapert und für die Republik (und nicht zuletzt für sich und die Besatzungen seiner Schiffe) geplündert, statt sich um die Bewirtschaftung der Insel zu kümmern.

In dieser Novelle wird die Frage der Arbeit zentral. Die Handlung beginnt damit, dass Beauvais, der ehemalige Adjutant von Hugues, ein Weißer, Berenger, der Kommandant des Forts, ein Kreole aus Paris, und Paul Rohan, ein ehemaliger Feldsklave und einer der Anführer der Erhebung, auf der Insel agitieren. Sie versuchen, vor der Ankunft des neuen Kommissars noch zu bewerkstelligen, was in den vergangenen Jahren entweder versäumt worden oder nicht gelungen ist. »Der Arbeitsbeginn muß ein Fest sein. Zum erstenmal Arbeit, nicht als Sklaven, sondern auf eigenem Feld«, verkündet Beauvais. Doch die freien Menschen weigern sich, auf die Plantagen zurückzukehren, die Vegetation und das Meer spenden Nahrung genug, man will nicht mehr in die Qual des früheren Daseins zurück. Hier klingt die Utopie des Schlaraffenlands an. Aber auch frühe sowjetische Utopien, wie wir sie aus Andrej Platonows »Tschewengur« kennen, werden bei der Lektüre wach.

In dem Roman soll es die Sonne sein, die alle ernährt. Es ließe sich aber auch die einfache Frage stellen, ob die indigenen Bewohner der Insel für ihr Überleben hatten schufteten müssen. Tatsächlich siedelten sich viele einstige Sklaven in den Bergen an, wo sie nur so viel arbeiteten und anbauten, wie sie selbst für nötig hielten.

Aber die Kolonialmacht erwartet Exporte, auch die Pariser Revolutionäre und ihre Familien verlangen nach »Kolonialwaren«. Selbst für Robespierre, den Tugendhaften, waren Zucker und Kaffee Grundnahrungsmittel.

Die Protagonisten der Befreiung scheinen weder die Befreiten zu verstehen noch das, was im fernen Paris geschieht. Die Diskussionen, die sie auslösen, verunsichern sie selbst. Vor allem aber sind es Nebenfiguren, die diese Auseinandersetzung führen, manche, wie Manon, die ehemalige Sklavin, Köchin und Vorsteherin ihrer Familie, sprechen im Sinne der »Anführer«. Doch genau das macht man ihr nun zum Vorwurf. Obwohl sie sich heiser redet und ihre Augäpfel vor Wut rollen, dringt sie nicht durch. »Die Gesellschaft war still, bis Bastien sagte: ›Dich hätte Beauvais mitnehmen sollen statt Paul.«<« Bevor Manon antworten kann, ergreift ein »Bursche« das Wort: »Wir sind jetzt frei. Wir haben etwas davon. Wenn es wächst, haben wir noch mehr.« Über ihn, den Namenlosen, erfahren wir nur: »Er war ein Mensch, der selten etwas sagte. Wenn er es einmal tat, sagte er nichts Besonderes. Das Besondere war höchstens, daß die anderen ihr Geschwätz unterbrachen.« Danach verschwindet er, wenig später folgen ihm zwei alte Männer, Ismael, der früher einen Kräutergarten betrieben hat, und Christophe, ein Koch. Von den beiden heißt es: »Sie gestanden sich ein, sobald sie allein waren, in der Sklavenzeit sei ihr Leben schöner gewesen.« Ende des Kapitels.

Christophe und Ismael sind keine Schurken, sie sind Spezialisten, die gebraucht wurden, die Bestätigung und Anerkennung fanden, deshalb auch weniger auszustehen hatten

als andere. Ihrer Arbeit und gesellschaftlichen Stellung beraubt, wissen sie nichts mit ihrer Freiheit anzufangen. Es bleibt mir als Leser überlassen, die zentrale Frage aller emanzipatorischen und revolutionären Bewegungen zu stellen: Warum soll die Selbstorganisation der Befreiten keine Alternative sein?

Mit der Ankunft des neuen Kommissars wird die Vorahnung zur Gewissheit, allerdings nur allmählich und schleichend. Unter den Neuankömmlingen sind auch Berengers Frau und Kind samt Amme, doch Berenger bleibt ihnen gegenüber hilflos und kühl. Beauvais wiederum erhält einen Brief seiner Braut mit bitteren Vorwürfen und der Aufkündigung ihrer Verlobung, doch er schützt lieber eine Krankheit vor, als Guadeloupe zu verlassen. Sowohl er als auch Berenger und Paul Rohan bleiben ihrer Mission verpflichtet, versinken aber mehr und mehr in Schweigen.

Mit dem nächsten neuen Kommissar auf der Insel verschärft sich die Lage, Paul Rohan beobachtet dessen Reaktionen genau: »Was auch geschah, es mochte noch so verzwickt und unklar sein, kam für ihn auf eine Frage heraus: Behalte ich meine Freiheit? Kann es je wieder möglich werden, daß mich ein Aufseher mit der Peitsche zur Arbeit treibt, mir, wenn ich ihm nicht gehorche, ein eisernes Band um den Hals legt?«

Dagegen sticht der Gleichmut, ja die Indulgenz der Amme Jacqueline gegenüber einer erneuten Versklavung ab. Hat denn die Befreiung nichts bewirkt? Jacqueline sorgt sich um Berenger, »er dauerte sie«:

»Der Herr soll an etwas anderes denken.« [...] Er antwortete: »An was?« - »An unsere Frau oder an unser Kind. An Freunde oder an Pferde. Der Herr denkt immer an Dinge, die er nicht ändern kann.« - »Man kann sie nicht ändern«, sagte Berenger, »aber man braucht sie nicht mitzumachen.« Jacqueline zuckte die Achseln.«

Aber sie gibt nicht auf: »Was auch mit uns geschieht, es hat mit dir überhaupt nichts zu tun.« Und später: »Ist etwas anders geworden in den sechs Jahren, in denen wir frei waren?« Eloquent ist allein Jacqueline, die Argument um Argument über Berenger auftürmt: »Sag selbst, was du hier auch tust, es ist vergessen, sobald es getan ist.« Mit Jacquelines Rede endet das Kapitel. Berenger hört aus dem Munde der Befreiten die Argumente ihrer neuen alten Unterdrücker. Er ist verstummt, er ist wie ausgelöscht angesichts dieser verinnerlichten Unterdrückung. Mit seiner Antwort beginnt das nächste Kapitel. Diese Antwort besteht aber nicht aus Worten, nicht aus Argumenten. Die Antwort ist der gewaltige Knall, mit dem er das Fort, dessen Kommandant er doch ist, in die Luft sprengt. Es ist sowohl ein Signal, dass die Sklaverei in Guadeloupe durch Bonapartes Edikt wieder eingeführt werden soll, als auch ein mögliches Fanal zum Widerstand.

Dass Berenger nicht nur Selbstmord begeht, sondern Frau, Kind und Jacqueline mit in den Tod reißt, steht nicht explizit im Text. Doch von keiner dieser Figuren ist im Weiteren die Rede. Blickt man im Lichte dessen zurück, erhalten einige Beschreibungen eine neue Dimension. Berengers Kind »hüpfte auf seinen Vater zu. Es prallte zurück. Doch Berenger hatte es weder gestoßen noch umarmt. Sein Gesicht war die letzte Zeit immer kalt gewesen.« Nicht nur sein Kind erstarrt, auch Lucienne, seine Frau, welkt an seiner Seite dahin. Durfte er sich diese Nähe nicht gestatten, weil es ihn sonst daran gehindert hätte, seine Entscheidungen frei zu treffen? Darf ein Revolutionär sich derart verhärten, dass er alle Menschlichkeit verliert? Steht dieser Selbstaufopferung, steht diesem Mord an der eigenen Familie in Jacquelines Rede der Überlebenswille der Unterdrückten entgegen? Die Ambivalenz wird nicht aufgelöst, die Fragen tauchen später variiert wieder auf.

Hugues hat schnell verstanden, dass es für ihn erst dann sinnvoll ist, seinen neuen Posten in Übersee anzutreten, wenn Konsul Bonaparte ihn bestätigt hat. Für Beauvais zerstört die Nachricht von Hugues' Opportunismus das »Kostbarste«, »das geliebte Bild«. – War Hugues nur ein Abenteurer? Liegt darin ein Verrat?

»Jetzt fühlte sich Beauvais erst richtig allein. Er hätte mit niemandem tauschen wollen, aber er war verteufelt allein.« In diesem einen Satz ist der ganze Zwiespalt enthalten: sowohl die (oft thematisierte) Vereinzelung und Vereinsamung der Revolutionäre als auch ihr ungebrochener Glaube an die Richtigkeit ihres Tuns.

Seghers' Helden gehen in den ersten beiden karibischen Geschichten ungebrochen und widerständig zugrunde. Und auch wenn Beauvais doch nicht »verteufelt allein« stirbt – zur großen Verwunderung wird unter einem Haufen getöteter Schwarzer auch ein weißer Leichnam gefunden –, der Aufstand wird erstickt, die Übermacht ist zu groß.

Ähnlich wie in der ersten Geschichte wird die Handlung gegen Ende immer diskontinuierlicher, die Auslassungen und Zeitsprünge werden größer. Als wäre mit der Explosion des Forts, die eine Erfindung von Seghers ist, auch das Kontinuum der Erzählung zersprengt worden. Als Leser muss ich die Bruchstücke zusammenfügen.

Der Tonfall ist von unerschütterlicher Lakonie, um die Grausamkeit, mit der gemordet und gefoltert wird, erzählbar zu machen. Die Erzählperspektive zieht sich immer mehr von den uns namentlich bekannten Figuren zurück, bis etwas Seltsames geschieht: Sie geht unmerklich auf die Sieger über. Doch bevor wir nur noch erfahren, was die neuen alten Herren denken und sagen und die französischen Offiziere gesehen haben, sind es die neu Versklavten selbst, die ihre Erinnerungen preisgeben. Wir begegnen Christophe und Ismael wieder. Ihnen ist nicht mehr nach Reden.

»Es war genug in den letzten Wochen geschehen, es fehlte den Ereignissen nicht an Klarheit. Sie waren so nackt und so einfach wie möglich. Man brauchte nicht von ihnen zu reden, sie redeten für sich selbst. Sie waren auch für die beiden Alten nicht zum Tratschen geeignet. Sie waren zum Schweigen. So daß man, hörte man nur diesen beiden zu, sich hätte einbilden können, es wäre nichts Besonderes geschehen.«

Nicht einmal über die Fischsuppe von Manon können sie noch tratschen, denn dann würden sie daran erinnert, wie grausam Manon, die nicht bereit gewesen war zu kapitulieren, umgebracht worden ist.

Die erneut Versklavten verstummen. Umso beredter werden die Sieger. Jetzt sind sie es, die Namen tragen. Ein namenloser Verwalter, von dessen Vertreibung berichtet wurde, kehrt, geschützt von Militär, auf die Plantage zurück. Nun erfahren wir auch seinen Namen. Es ist die Umkehrung jenes Prozesses, der auf Haiti aus »Schatten« Menschen mit einer persönlichen Geschichte gemacht hat. Aber diesem Perspektivwechsel, der Geschichte zur Geschichte der Sieger macht, gilt nicht das letzte Wort.

In der Schlussszene, Bonaparte ist bereits Kaiser und kurz davor, gegen Russland zu ziehen, berichtet einer seiner Offiziere, neben allerlei Abenteuern, von einem Schwarzen – wir wissen, es kann nur Toussaint gemeint sein –, der in der Kerkerhaft zugrunde gegangen sei. »Er erzählte, wie sie auf einer Insel, die Guadeloupe hieß, die Sklaverei wieder hatten einführen müssen. Die Insel sei in den paar Jahren verludert, in denen die Neger nicht mehr gezwungen wurden, Zucker und Kaffee zu ziehen.«

Wir kennen eine andere Geschichte. Für die Zuhörer des Offiziers sind es Abenteuer und Heldentaten. Nur nicht für seinen zwölfjährigen Bruder. Der ist aufgeregt »bis ins tiefe Herz«:

»Ein Kommandant, der sein eigenes Fort in die Luft sprengt. Warum? Der Oberst hatte es selbst nicht gewußt. [...] Was aber den größten Eindruck auf den Knaben machte, das waren die letzten paar Sätze: der weiße Mann in dem Haufen von toten Negern. Der Knabe hörte nicht weiter zu. Er grübelte. Die Ahnung von einer ihm unbekanntem Welt machte ihn frösteln.« Diese Art und Weise der Erinnerung und des »Lesens« der Überlieferung, diese »Methodik« wird gut fünfundzwanzig Jahre später in der »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss beispielhaft ausgeführt, als es gilt, die Geschichte der Unterdrückten und ihrer Auflehnung aus Büchern und Kunstwerken zu erschließen, die die Sieger in Auftrag gaben. Vor dem Fries des Pergamonaltars, aus der Vergegenwärtigung seiner Entstehung, wird im Gespräch dreier Freunde eine andere Geschichte kenntlich, die vom Leid und der Qual der Sklaven und Unterdrückten, aber auch von ihrer Auflehnung spricht. Der Marmor von Pergamon beginnt plötzlich zu beben. Die (von Seghers geschriebene) Geschichte, die wir lesen, wird selbst zur widerständigen Antwort auf die Geschichtsschreibung der Herrschenden.

»Das Licht auf dem Galgen«

Die letzte Novelle schreibt Anna Seghers 1959/1960, wobei sie auf eine frühe Fassung zurückgreifen konnte, die unmittelbar im Anschluss an die ersten beiden entstanden war. 1961 wird diese dritte Geschichte veröffentlicht, 1962 dann alle drei zusammengefasst in einem Band. »Das Licht auf dem Galgen« knüpft dort an, wo die »Wiedereinführung« thematisch aufhörte: Ein gewisser Malbec überbringt einen Brief, der seinen Adressaten in Paris erst zwei Jahre, nachdem er von Galloudec, einem Revolutionär, geschrieben worden war, erreicht. Mit dem Schreiben gibt Galloudec noch kurz vor seinem Tod den einst erhaltenen Auftrag, die Sklavenbefreiung auf Jamaika voranzutreiben, zurück. Die eigentliche Erzählung ist jener

Brief, vor allem aber Malbecs Bericht von dem Geschehen auf Jamaika, das ohne Malbec, ohne seinen festen Willen, den Brief zu übergeben, nicht überliefert worden wäre. Die Geschichte liest sich, als habe Anna Seghers die Expedition Che Guevaras nach Bolivien im historischen Gewand vorweggenommen. Drei französische Revolutionäre wollen in der englischen Kolonie Jamaika die Befreiung der Sklaven ins Werk setzen, wie es auch auf Haiti und Guadeloupe gelungen war. Ihr Anführer Debuissou, der aus Jamaika stammt und auf Guadeloupe zu den republikanischen Franzosen übergelaufen war, gibt sich als befreiter Gefangener aus, ihn begleiten der junge sephardische Jude Jean Sasportas und der Revolutionär Galloudec, der später nach seiner Flucht auf Kuba den Brief schreiben wird.

Wüsste man nicht bereits durch die Rahmenhandlung, dass Debuissou, der Anführer des Trios, zum Verräter wird, könnte man versucht sein, über die Hälfte der Geschichte als Abenteuerroman zu lesen. Doch als Debuissou erfährt, dass Bonaparte zum Konsul gewählt wurde, steht von einem Augenblick auf den anderen alles infrage. Nun will er nicht nur die konspirativen Treffen aufschieben oder ganz absagen. Wie aus dem Nichts überfällt ihn die süße Verlockung eines Alltags ohne Konspiration, ohne ununterbrochene Anspannung und Gefährdung, dafür mit der Aussicht auf Wohlstand, Familie, Macht und Ruhe. Es ist der Einbruch einer Welt, die bis dahin keine Erwähnung fand und die zu wünschen sich Seghers wohl auch selbst verbot.

Jean Sasportas reagiert ganz anders. Er begreift plötzlich, »daß er von nun an ohne Auftrag das Richtige finden und ausführen mußte«. Liegt darin eine explizite Botschaft? Als erzähltechnisches Äquivalent dieser Emanzipation ließen sich die wechselnden Perspektiven, aus denen heraus erzählt wird, deuten. Aber das wäre ein Thema für sich.

Obwohl die anderen Debuissou als Verräter brandmarken, gibt Seghers ihn keineswegs preis. Im Gegenteil, er scheint die am

differenziertesten gezeichnete Figur zu sein, die einzige, die im inneren Widerstreit lebt. Er wird erst zum Verräter, nachdem sein Auftrag aussichtslos geworden ist und er selbst eher zufällig überführt wird. Und das von einem Menschen, der ihn liebt, von Douglas, dem Hausklaven, der Debuissou schon betreut hat, als dieser noch ein Kind gewesen war.

Douglas zählt gleich Jacqueline zu jenen privilegierten Sklaven, die viel zu verlieren haben. Was sie gewinnen können, hat ihnen noch niemand plausibel erklären können. Jene Passage, in der wir die Welt mit Douglas' Augen sehen, ist unter den vielen Perspektivwechseln wohl der spektakulärste. An ihm zeigt sich die Zurichtung eines Menschen, der ganz und gar Besitz eines anderen ist. In Satzbau und Sprachduktus werden die Eigenheiten seines Denkens und Sprechens sichtbar, ein Nebeneinander von Beschränktheit und Scharfsinn, das eine hilflose, ja irreführende Menschlichkeit offenbart - und Angst. Immer wieder Angst.

Im Verhör bleibt Debuissou später nur die Wahl, auszusagen und freizukommen oder zu hängen. Sasportas, vor dieselbe Wahl gestellt, entscheidet sich für den Tod. Welche Verlorenheit liegt in der Tatsache, dass der Adressat des Briefes, der einst im Namen der Republik den Auftrag für Debuissou, Sasportas und Galloudec ausgestellt hat, jetzt selbst gefährdet ist und sich verbergen muss. Gleichzeitig entsteht durch die Übergabe des Briefs zumindest für eine Nacht eine Zusammengehörigkeit. Man braucht das Erzählen, gerade wenn es gilt, eine Niederlage zu überwinden. Das Sprechen wird zum Akt der Selbstbehauptung. Die Erzählung von Malbec wie der Brief, der seine Worte beglaubigt, werden zu einer Geschichte, die die Geschichte von unten schreibt. Erst im erinnernden Erzählen beginnt das Licht auf dem Galgen zu leuchten.

Dass Anna Seghers an den Geschichten schreibend auch nach ihrer eigenen Rolle sucht und die eigene Situation vor der

Folie der Französischen Revolution und des Kolonialismus durchdenkt, scheint mir unabweisbar. Es ist für die mexikanische Staatsbürgerin Seghers 1947/48 eine kurze Zeitspanne im Dazwischen, zwischen Mexiko und Europa, zwischen Ost und West.

In Berlin fühlte sie sich fremd: »Ich bin nicht besonders gerne hier, das kann ich nicht behaupten«, berichtet sie an Nico Rost. Und an Georg Lukács: »Ich habe das Gefühl, ich bin in die Eiszeit geraten.« Das Schreiben aber immunisiert ein wenig gegen die Umwelt und bringt sie in eine aktive Rolle. Denn sie ist überzeugt davon, dass die Geschichten, die sie da über eine vergangene Zeit und ein fernes Land erzählt, bedeutungsvoll sind für das deutsche Hier und Jetzt. »Du wirst sagen, daß das ja geradezu erschütternd aktuell für Berlin ist«, heißt es Anfang 1948 in einem anderen Brief.

Was sie damit meint, ist nicht auf einen oder auf einzelne Aspekte zu reduzieren. Regelrecht ins Auge springt das vielschichtige Verhältnis von Befreiern und Befreiten. Zudem künden die »Karibischen Geschichten« von einer besonders bitteren Niederlage, weil diejenigen, die den Anstoß zur Befreiung gaben, zu neuen Unterdrückern wurden, die Revolution frisst ihre Kinder und versklavt die einst Befreiten. Zu Napoleon, der die Versklavung auslagerte, finden sich leicht Analogien zu jenen Herrschern, die sie im eigenen Land vollzogen.

Die postkoloniale Kritik hat Anna Seghers' »Karibischen Geschichten« Eurozentrismus vorgeworfen. Das mag für Details zutreffen, geht meiner Ansicht nach aber am Wesentlichen vorbei, ja stellt die Geschichten eigentlich auf den Kopf. Bei einem historischen Stoff lässt sich trotz aller Recherchen niemals verhindern, dass Haltungen, Wissen und Mentalität der jeweiligen Gegenwart einfließen und das Erzählte »verfälschen«. Es wäre auch irreführend, das eigene Herkommen verleugnen zu wollen. Ich kann nur immer wieder versuchen,

meine Selbstverständlichkeiten als gewordene und gemachte Gewohnheiten und Sichtweisen zu erkennen.

Es ist naheliegend, dass Seghers europäische Figuren wählte, um sich Haiti und der Karibik zu nähern. Die jeweilige Handlung beginnt immer mit einer Schiffslandung, sei es die der Akteure, sei es, wie in »Guadeloupe«, die des neuen Kommissars. Es ist ein Blick, der von außen kommt, aus Europa, aus dem Frankreich der Revolution. Mit Michael und Sasportas wählt Seghers sogar den Blick jüdischer Figuren - im Fall von Michael Nathan geschieht dies nur drei oder vier Jahre nach der Deportation und Ermordung ihrer Mutter, der Befreiung von Auschwitz und während der Zeit der antisemitisch geprägten Schauprozesse Stalins. Zum einen kann Seghers mit diesen weißen Ankömmlingen nur »eurozentrisch« auf die Karibik schauen. Zum anderen ist sie selbst eine Europäerin, auch wenn sie nach vielen Jahren des Exils in Frankreich, der Irrfahrt durch die Karibik und den fünf Jahren in Mexiko über ein Wissen verfügt, das sie überhaupt erst in die Lage versetzt, die Widersprüche des Kolonialismus wahrzunehmen und darüber zu schreiben. Sie erschafft Figuren, die sich gegen das Land ihres Herkommens entscheiden oder gar gegen dieses kämpfen. Sie schlagen sich auf die Seite der »anderen«, der Schwarzen, der Sklaven, da es ebendiese anderen sind, die die Proklamation der Bürger- und Menschenrechte beim Wort nehmen. Doch auch das wird ausführlich und selbstkritisch untersucht. Immer steht die Fragwürdigkeit des revolutionären Auftrags im Raum, das Scheitern an ebenjenen, die sie doch befreien wollen und die womöglich die Befreier gar nicht brauchen. Und in jeder der drei Geschichten geht es um den Verrat der revolutionären Kolonialmacht, um deren Scheitern am eigenen Selbstverständnis auf Kosten der Schwarzen und Sklaven. Seghers' historische Studien und ihr Anspruch auf die Universalität der Menschenrechte fließen in die Gestaltung ein. Dazu bekennt sie sich. »Mir allerdings, mir gefaellt

dieser sonderbare und beharrliche Faden, der von einer abgelegenen Insel und einem bizarren Thema durch diese ganz verrückte Welt durch geht«, schreibt sie in einem Brief an ihren (westlichen) Verleger Fritz Landshoff. Über diese Sichtweise kann man streiten, aber würden wir sie wirklich aufgeben wollen?

Auch dass Seghers' Darstellung von race und gender inadäquat wäre, scheint mir unhistorisch und zudem eine vage Behauptung zu sein. Man muss die Unterschiede zwischen schwarzen Frauen, die an der Seite der Revolutionäre kämpften, und den weißen Frauen oder Kreolinnen nicht als geschlechterbezogenen Rassengegensatz interpretieren. Sie können auch anzeigen, wer oder welche gesellschaftlichen Gruppen vom revolutionären Prozess ergriffen worden waren. Das wäre dann eine soziologische Beschreibung und keine problematische Anthropologie. Die Frauenfiguren sind den Männerfiguren mindestens ebenbürtig. Sie riskieren keinesfalls weniger als diese.

Der haitianische Historiker und Anthropologe Michel-Rolph Trouillot hat in einem Aufsatz von 2001 die haitianische Revolution als »undenkbare Chimäre« beschrieben, als historischen Vorgang, dessen Logik jenseits des Vorstellbaren und des Erzählbaren lag: undenkbar für die Pariser Revolutionäre, die Zeitgenossen generell und lange Zeit auch für die nachfolgenden Historiker. Bereits 1947 schrieb Seghers: »Ein Gelehrter sagte uns einmal drüben (in Lateinamerika): »Man kann nicht behaupten, daß unsere Geschichte mißverstanden wurde. Sie ist sozusagen vergessen worden.««

Die Leistung von Anna Seghers besteht nicht zuletzt darin, diese »undenkbare Chimäre« mit ihren »Geschichten« dem Vergessen zu entreißen und damit die Antillen zur Zeit der französischen Revolution als einen für unsere eigene Geschichte eminent wichtigen Ort zu markieren. Sie eröffnet

einen literarischen Gegendiskurs, der dem Verschweigen der Revolution der Schwarzen, der kolonialistischen Ignoranz in Europa, dem Rassismus, dem Mit-zweierlei-Maß-Messen etwas entgegensetzt. Damit steht sie in der deutschen Literatur keineswegs allein. Die Amazonas-Trilogie von Alfred Döblin oder Jakob Wassermanns »Das Gold von Caxamalca« sind nur zwei Beispiele. Die »Karibischen Geschichten« setzen allerdings bewusst den Widerspruch ins Bild, dass »diejenigen ostatlantischen Länder, in denen wirtschaftliche Entwicklung, Rechtssicherheit und staatsbürgerliche Freiheit am weitesten fortgeschritten waren, am Westatlantik die drückendsten Zwangssysteme errichteten«.

Die Faszination, die in den Vierzigerjahren für Anna Seghers von diesem Widerspruch ausging, ist für heutige Leser keinesfalls geringer, sie scheint sogar aktueller denn je zu sein. Wie unerklärlich und seltsam wird oft das Verhalten von Ländern dargestellt, die wir zum »Globalen Süden« zählen, und wie rasant hat sich die Kluft zwischen dem, was wir den »Westen« nennen, und ihnen in den letzten Jahren vergrößert. Ich kann nicht sagen, ob jene Frau aus Haiti, von deren Lebensweg ich anfangs berichtet habe, die »Karibischen Geschichten« inzwischen gelesen hat. Ich will auch nicht mutmaßen, wie sie reagiert haben könnte. Damals war sie erfreut von der Tatsache, dass eine bedeutende deutsche Schriftstellerin über Haiti und die Karibik geschrieben und sogar ihr letztes Buch den Frauen von Haiti gewidmet hatte. Und hätte ich denn ohne diese Begegnung die »Karibischen Geschichten« gelesen? Es ist ja nicht so, dass man immer wieder auf Anna Seghers hingewiesen würde. Die Vorstellung jedoch, diese Geschichten nicht zu kennen, erschreckt mich. Mir fehlte etwas, vor allem als Leser und weißer Bürger Europas, aber auch als Schriftsteller. Denn Anna Seghers hat nicht zuletzt mit dieser Trilogie für andere Autoren eine Bresche geschlagen.

Grundlage des Textes bildet der Vortrag von Ingo Schulze, den er bei der Jahrestagung der Anna-Seghers-Gesellschaft 2025 in Mainz gehalten hat. Erstmals publiziert wurde der Text im Heft 6 (2025) der Zeitschrift Sinn und Form.